

3. Diskurstheoretische Zugänge – Methodologische Überlegungen

Ziel der vorliegenden Studie ist es, empirischen Aufschluss über die Plausibilisierungsmuster im Diskursfeld der kosmetischen Chirurgie zu erhalten. Dazu werden die Motivations- und Problembeschreibungen zu den kosmetisch-chirurgischen Verfahren auf den Websites von Anbietenden untersucht. Mein Erkenntnisinteresse richtet sich darauf, wie Geschlechtskörper und ihre Machbarkeit online-diskursiv im Rahmen der visuellen und sprachlichen Inszenierungen (re-)formuliert werden. Zudem steht im Fokus, wie die Beschreibungen der Verfahren in die Konstruktion von gesellschaftswirksamen Ideologien in Bezug auf Körper, Selbst und soziale Ordnungen wie Geschlecht, *race**, Klasse und Alter verstrickt sind.

Vor dem Hintergrund der offen angelegten Fragestellung und dem Erkenntnisinteresse an der ideologischen Wirksamkeit der Websites, bietet der diskursanalytische Ansatz einen geeigneten methodologischen Rahmen. Diskursanalysen zielen auf die Rekonstruktion der Zusammenhänge zwischen sozialen Phänomenen und ihrer sprachlichen Bedeutungsformation. Indem sie ein Verständnis der diskursiven Ordnung vermitteln, tragen sie dazu bei, die mit Diskursen verbundenen gesellschaftlichen Funktionen – wie die (De-)Legitimation sozialer Praktiken – zu entschlüsseln (vgl. Machin/van Leeuwen 2007).

In diesem Kapitel werden in einem ersten Schritt zentrale diskurstheoretische Konzepte vorgestellt (Kap. 3.1). Diskursanalysen schließen als qualitativ-interpretierende Methodologie an die diskurstheoretischen Entwürfe von Michel Foucault an. Im Anschluss an kursorische Schlaglichter auf Foucaults Diskurstheorie gehe ich auf das (kritische) Diskursanalyseverständnis der Arbeit sowie dafür orientierende Prinzipien ein (Kap. 3.2). Vor dem Hintergrund des Forschungsanliegens begründen die Ansätze der *Critical Discourse Studies* (Hart/Cap 2014; Fairclough/Chouliaraki 1999) sowie die anknüpfenden Vorschläge der Multimodalen Diskursanalyse (Kress 2010; Jewitt 2009) die methodologischen Bezüge der Studie. Die Ansätze werden um gegenstandsbezogene Überlegungen zum Zusammenspiel der Websites mit den Körpern der sie Nutzenden ergänzt. Schließlich werden die Auswahl und Zusammenstellung des diskursanalyti-

schen Datenkorpus, das forschungspraktische Vorgehen sowie die daraus folgenden Analyseschritte erläutert (Kap. 3.3).

3.1 Diskurstheoretische Grundlegung

Das Konzept ›Diskurs‹ und die damit verbundene Forschungsstrategie der ›Diskursanalyse‹ werden in der gegenwärtigen Forschungslandschaft auf vielfältige Weise ausgelegt und zuweilen uneinheitlich gebraucht (vgl. Keller 2007; Fink-Eitel 2002, S. 10). Sie kennzeichnen je nach theoretischem Kontext unterschiedliche Positionen, die durch wandelnde methodologische Verständnisse besetzt sind. Diskurstheorien und die diskursanalytische Annäherung an empirische Phänomene führen im Wesentlichen auf das von dem Sozialphilosophen Michel Foucault im Zuge seines Gesamtwerkes entworfene Diskursverständnis zurück.

In Foucaults Theoriekorpus findet sich entgegen der breiten Rezeption keine kontinuierliche und klar umrissene Definition des Diskursbegriffs. Für die hier verfolgte Fragestellung nach Plausibilisierungsmustern im kosmetisch-chirurgischen Diskurs ist insbesondere das Diskursverständnis weiterführend, das er in der ›Archäologie des Wissens‹ (1995) entwickelt. Dort stehen die spezifischen Denk- und Wissensvoraussetzungen eines bestimmten Zeitalters hinsichtlich ihrer historischen und kulturellen Kontingenz im Fokus (vgl. ebd., S. 10f., 170). Foucault verfolgt damit das Erkenntnisinteresse, die konstitutiven Bedingungen der Wahrheitsproduktion vor dem Hintergrund von epochenspezifischen Ideen- und Wissensformationen offenzulegen (vgl. ebd., S. 198f.). Es geht ihm

›darum, die Aussage in der Enge und Besonderheit ihres Ereignisses zu erfassen; die Bedingungen ihrer Existenz zu bestimmen, auf das Genaueste ihre Grenzen zu fixieren, ihre Korrelationen mit den anderen Aussagen aufzustellen, die mit ihm verbunden sein können, zu zeigen, welche anderen Formen der Äußerung sie ausschließt. [W]as ist das also für eine sonderbare Existenz, die in dem ans Licht kommt, was gesagt wird, – und nirgendwo sonst?‹ (ebd., S. 43)

Die Ordnung des Wissens erfolgt demnach über Regeln, die den (wissenschaftlichen) Diskursen immanent sind. Die Gegenstände, von denen die Diskurse handeln, werden erst in der Praxis des systematischen Sprechens herausgebildet (vgl. ebd., S. 155ff.). Dabei steht die Wissensproduktion Foucault zufolge in Zusammenhang mit der Materialität der Diskurse, das heißt mit den Aussage- und Zeichensequenzen, die in den diskursiven Praktiken entstehen und durch deren Wiederholungen ein Wirklichkeits-sinn konstruiert wird.

Die archäologische Suche nach Formationsregeln, von denen das kulturell Sagbare abhängt, verfolgt demzufolge das Ziel, die Vielschichtigkeit der Aussagen in ihren Anhäufungen und Bedeutungskomplexen aufzuzeigen (vgl. ebd., S. 39, 111). Die zu einer gegebenen Zeit gültigen Regeln des Sagbaren sind damit Ausdruck historischer *A priori*, welche die Aussagebedingungen definieren. Die Gesetze darüber, was gesagt werden kann, und die Möglichkeiten, wie es gesagt werden kann, sind Teil des zu analysierenden ›Archivs‹ von Artikulationssystemen (vgl. ebd., S. 188f.). Ein solches Archiv bildet

als virtueller Speicher der historischen Aussageoptionen den Hintergrund für die archäologische Untersuchung.

Der Grundgedanke der Diskursanalyse ist hiermit bereits angesprochen: Nicht die Analyse eines sprachlichen Textes, sondern dessen Ordnungsweise im Verhältnis von Sichtbarkeit und Sagbarkeit steht im Vordergrund. Um Theorie und Praxis von Wissensordnungen zusammenzufügen sowie ›Normales‹ und ›Anormales‹ gleichermaßen zu erfassen, führt Foucault mit der »Archäologie des Wissens« ein Diskurskonzept ein, das er als umfassende materiale wie kulturelle Praxis versteht (vgl. Fink-Eitel 2002, S. 57). Als Gegenstand und Instrument der Analyse zugleich ist der Diskurs demnach auf mehreren Ebenen angesiedelt und mehrdeutig. Dennoch ist die Verwendung des Begriffs nach Foucault mit spezifischen Denkvorsetzungen und Intentionen verbunden (vgl. Foucault 2003b, S. 165).

Ist mit ›Diskurs‹ in der Alltagssprache ein Dialog oder eine Diskussion zwischen Menschen gemeint, so lässt sich der Begriff mit Foucault auf die Diskussion einer Gesellschaft mit sich selbst spezifizieren. Es handelt sich hier um Praktiken der Bedeutungszuweisung, die sowohl sprachliche als auch nicht-sprachliche Elemente umfassen. Diskurse bestehen zwar aus Zeichen, sie benutzen diese jedoch, um Ordnung zu stiften, Grenzen zu errichten und Wissensobjekte hervorzubringen. Sprache bricht dabei die Beziehung mit den Dingen und folgt ihrer eigenen formalisierten Logik (vgl. Foucault 1974, S. 101). Allgemeiner beinhaltet dies nach Foucault

»die Vorstellung, dass der Diskurs nicht für die Gesamtheit der Dinge gehalten werden darf, die man sagt, und auch nicht für die Art und Weise, wie man sie sagt. Der Diskurs ist genauso in dem, was man nicht sagt, oder was sich in Gesten, Haltungen, Seinsweisen, Verhaltensschemata und Gestaltungen von Räumen ausprägt. Der Diskurs ist die Gesamtheit erzwungener und erzwingender Bedeutungen, die die gesellschaftlichen Verhältnisse durchziehen.« (Foucault 2003b, S. 164)

Ein Diskurs ist demnach eine anonyme Ansammlung von Regeln zur Wissensproduktion, die bestimmen, welche Art der Verständigung innerhalb eines vorgegebenen Systems von Denkstrukturen stattfinden kann. Er beinhaltet damit eine begrenzte Menge möglicher Aussagen, die zur selben diskursiven Formation gehören (vgl. Foucault 1995, S. 170). Diese Gruppierung von Aussagen muss in den gleichen Äußerungsmodalitäten erfolgen, zum gleichen System der begrifflichen Organisation gehören und sich auf ähnliche Themengebiete oder Theorien beziehen, um *intelligibel* zu sein (vgl. Sawyer 2003, S. 49f.; Sarasin 2005, S. 52f.). Die Diskursivität der Aussagemodi bildet damit das Fundament sozialer Praktiken, über welche die Subjekte in lebensweltliche Realitäten verstrickt sind. Im Verweis auf den Geschlechterdiskurs sind beispielsweise Aussagen über zwei verschiedene Arten von Körpern plausibel. Referenzen auf weitere Geschlechtskörper erscheinen »fast immer fantastisch, sinnlos oder einfach lächerlich« (Wilchins 2006, S. 75).

Die Regeln, die zu der Formation von Diskursen in ihrer Ähnlichkeit beitragen und diese darüber hinaus stetig aktualisieren, versteht Foucault als ein »Bündel von Beziehungen«:

»Es schreibt das vor, was in einer diskursiven Praxis in Beziehung gesetzt werden mußte, damit diese sich auf dieses oder jenes Objekt bezieht, damit sie diese oder jene Äußerung zum Zuge bringt, damit sie diesen oder jenen Begriff benutzt, damit sie diese oder jene Strategie organisiert.« (Foucault 1995, S. 108)

Die Beziehungen zwischen speziellen diskursiven Aussagefeldern (wie dem der kosmetischen Chirurgie) und ihren nicht-diskursiven Inhaltsformen (etwa die Praktik der Fettabsaugung) bilden das Analysegebiet von Foucaults archäologischem Interesse (vgl. Fink-Eitel 2002, S. 58). Die Wechselbeziehungen zwischen Diskursen und ihrer praktischen Zuweisung bergen jedoch auch die Regeln, mit denen sich Wissensordnungen verändern. Um die Bedingungen des Wissens zu erschließen, stellt er daher die Frage nach den Verbindungen zwischen Sagbarem und Sichtbarem in Bezug auf spezifische Gegenstandsbereiche. Dabei geht es ihm darum, die produktiven Funktionen freizulegen, mit denen Diskurse die Gegenstände bestimmen, die zur Sprache kommen können (vgl. Foucault 1995, S. 82, 108). Nach Foucault (2003a) ist die diskursive Ordnung von Macht- und Begehrensverhältnissen durchdrungen, die über die Produktion von Ausschlüssen, Verboten, Tabuisierungen, die Ritualisierung von Redesituationen und Grenzziehungen gegenüber bestimmten Personengruppen operieren: »Man muss den Diskurs als eine Gewalt begreifen, die wir den Dingen antun; jedenfalls als eine Praxis, die wir ihnen aufzwingen. In dieser Praxis finden die Ereignisse des Diskurses das Prinzip ihrer Regelhaftigkeit.« (ebd., S. 34f.)

Die archäologische Analyse der Regelzusammenhänge von Wissensordnungen wird infolge von Foucaults Überlegungen zur Macht um die genealogische Perspektive¹ erweitert. Mit der Annahme der Sozialität und Machtdurchdrungenheit von Diskursen stellt er der diskontinuierlichen Wirklichkeit historischer Ereignisse damit gesellschaftliche Problemlagen voran. Die sozialen Bedingungen und Auswirkungen der Wissensproduktion stehen daran anschließend im Zentrum der Diskursanalyse (vgl. Foucault 1995, S. 106). Als Forschungswerkzeug soll sie zur Freilegung der verzweigten Beziehungen zwischen Sprache, Gesellschaft und Individuen befähigen. Die Subjektpositionen, die eingenommen werden können, die verfügbaren Begriffe sowie diskursprägende Theorien lassen sich mit ihr als Elemente einer spezialisierten Diskursformation in Relation zueinander analysieren (vgl. Foucault 2003a, S. 11; 1978, S. 76f.).

1 Standen vormals die Diskursformationen im Zentrum der Forschung, so betont der genealogische Ansatz, den Foucault seit den 1960er Jahren entwickelt, die kulturellen Praktiken. Foucaults Interesse gilt nun vornehmlich der Analyse der gesellschaftlichen Funktionen von Diskursen im Zusammenhang mit Machtpraktiken und Herrschaftsstrukturen. Um die Funktionsweisen von Macht nachzuvollziehen, richtet er den genealogischen Blick auf die Beziehungen zwischen Wissen, Macht, Körper und Sexualität (vgl. Raab 1998, S. 30). Demnach soll die Genealogie die historischen Diskursmomente jenseits einer metahistorischen Geschichtsschreibung erschließen. In der Genealogie fügen sich die Prinzipien der Macht mit den Wissensordnungen und der Produktion von Wahrheit aneinander. Geschichte erscheint so als die kontingente und konfliktreiche Verketung von Zufälligkeiten und Ereignissen. Aus dieser Perspektive entstehen gesellschaftliche Institutionen und moralische Werte vor allem aufgrund von Machtkonstellationen und weniger durch ihre Zweckmäßigkeit (vgl. Foucault 2003a, S. 35f.; Raab 1998, S. 31f.).